

SOLIDARITÄT



Organ des Verbandes der graphischen Hilfs- Arbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands

Erscheint wöchentlich Sonnabends • Bezugspreis monatlich 0,50 RM. ohne die Bestellgebühr • Anzeigen: die 3gespaltene Petitzeile 1,- RM. Todes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 0,10 RM. • Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an • Nur Postbezug ist zulässig

Nr. 45 • 38. Jahrgang

Berlin, den 5. November 1932

Druckpreisetarif und Hilfsarbeiterlohn

Aus naheliegenden gewerbe- und tarippolitischen Gründen würden wir dieses Thema gern unberührt lassen. Denn wenn dem Arbeiter für seine Arbeitsleistungen ein einigermaßen auskömmlicher Lohn bezahlt werden soll, dann kann auch dem Unternehmer, der ehrlicher Weise dazu bereit ist, das Recht auf einen relativ tragfähigen Preis für seine Ware selbstverständlich nicht abgesprochen werden. Die einer solch objektiven Beurteilung der Abhängigkeit von Preis- und Lohngestaltung geradezu hohnsprechende Spekulation, die in der „Zeitschrift“ vom 4. Oktober in der Ansicht zum öffentlichen Ausdruck gekommen ist, daß die von unserer Organisationsleitung vollzogene Kündigung des Lohns für den Primipal den vollen Gehalt geben werde, „ihre durch den Schiedspruch vom 16. September nur unvollkommen erfüllten Forderungen auf Herabsetzung der Hilfsarbeiterlöhne und Umgestaltung des Hilfsarbeitertarifs schon in nächster Zeit von neuem zu vertreten“, zwingt uns jedoch dazu, das Thema „Druckpreisetarif und Hilfsarbeiterlohn“ unter die kritische Lupe der Öffentlichkeit zu stellen. Außerdem fühlen wir uns dazu auch durch die Tatsache gedrängt, daß bei fast allen Lohnverhandlungen im Buchdruckgewerbe von den Unternehmervertretern die Behauptung aufgestellt wurde, der Lohnanteil für das Hilfspersonal stehe in einem ganz unerträglichen Verhältnis zur Preisgestaltung, und daß ohne eine durchgreifende Senkung oder „Auflockerung“ der Entlohnung des Hilfspersonals das Buchdruckgewerbe unrettbar verloren sei.

Was es mit solchen Behauptungen für eine Bewandnis hat, ergibt sich zunächst daraus, daß der heutige Druckpreisetarif im Vergleich zur Vorkriegszeit wie 225 zu 100 und der heutige Hilfsarbeiterlohn im Reichsdurchschnitt wie 150 zu 100 stehen. Vorstehende Maßzahl des Druckpreisetarifs bleibt in Wirklichkeit noch hinter der von genauen Kennern des sehr komplizierten Preistarifs des Deutschen Buchdrucker-Bereichs errechneten Durchschnittsziffer um etwa 5 Proz. zurück. Wir wählen trotzdem die untere Ziffer mit 225, um einer Beanstandung von der gegnerischen Seite jeglichen Boden zu entziehen. Auch sei nicht bestritten, daß die wirklichen Sätze des Preistarifs in der gewerblichen Praxis infolge unkollegialster Konkurrenz, aber auch infolge der Möglichkeit erheblicher Absätze im allgemeinen nicht erreicht werden. Das gleiche gilt aber nach den Behauptungen fast aller Primipalvertreter bei unseren Lohnverhandlungen bezüglich der Tariflöhne für das Hilfspersonal. Aber das ist ja nichts Neues; auch vor dem Kriege war es auf dem Preis- wie Lohngebiet so. Auf beiden Gebieten soll es damals sogar noch „wilder“ hergegangen sein als heute. Trotzdem hat weder die Zahl der Buchdrucker noch die des Hilfspersonals wesentlich abgenommen, obwohl der technische Produktionsapparat im deutschen Buchdruckgewerbe qualitativ wie quantitativ erheblich größer und leistungsfähiger geworden ist.

Unsere Maßzahl für die Entlohnung des Hilfspersonals stützt sich für die Jahre 1913 bis 1931 auf die statistischen Feststellungen der Buchdrucker-Berufsgenossenschaft. Sie beschränkt sich also nicht auf die tariflichen Mindestlöhne, sondern erfasst die für das gesamte Hilfspersonal Jahr für Jahr zur Auszahlung gelangende Gesamtlohnsumme, also auch für Überstunden, Nacht- und Sonntagsarbeit usw. für Vollarbeiter zu je 300 Arbeitstagen jährlich, und zwar aufgeteilt in einen einheitlichen Wochenlohn im Reichsdurchschnitt für männliches und weibliches Hilfspersonal zusammengefaßt. Auf dieser Berechnungsgrundlage ergeben sich

für die Jahre 1913, 1925, 1927, 1929 und 1931 folgende Vergleichszahlen der Hilfsarbeiterentlohnung gegenüber dem jeweiligen Stand des Druckpreisetarifs:

Druckpreisetarif und Hilfsarbeiterlohn im Vergleich zu 1913

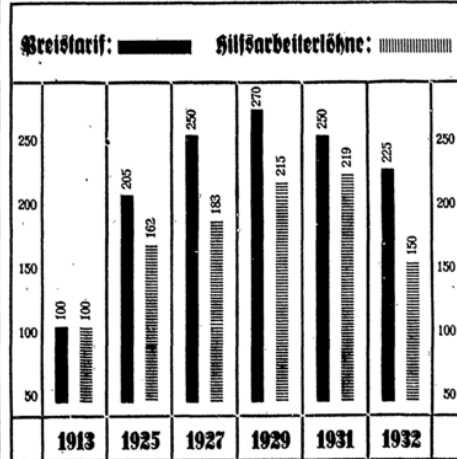
Im Durchschnitt des Jahres:	Stand des Druckpreisetarifs	Stand des Hilfsarbeiterlohnes	Überschreitung des Hilfsarb. Lohnes durch den Druckpreisetarif in Prozent
1913	100	100	—
1925	205	162	+ 26
1927	250	183	+ 37
1929	270	215	+ 26
1931	250	219	+ 14
heute*	225	150	+ 50

* In den Meßziffern für heute ist für den Preisetarif die ab 1. Januar 1932 eingetretene Herabsetzung eingerechnet, und in der Meßziffer des Hilfsarbeiterlohnes für heute ist die Lohnherabsetzung durch die Brüning-Notverordnung vom Dezember 1931 sowie die durch den Schiedspruch vom 16. September 1932 diffidierte weitere Senkung des Tariflohnes vom Jahre für 1931 abgerechnet.

Veranschaulicht man vorstehende Meßziffern in einer der üblichen graphischen Tafeln, so zeigt sich folgendes Bild:

Vergleichs- und Entwicklungskurven

des Druckpreisetarifs und der Hilfsarbeiterlöhne zwischen 1913 und 1932



Nach der für die Errechnung des Hilfsarbeiterlohnes als Bezugs dienenden berufsgenossenschaftlichen Statistik belief sich der Lohn im Jahre 1913 im Reichsdurchschnitt auf 22,28 M. Der Gesamtbetrag der Entlohnung für das Hilfspersonal betrug im Jahre 1913 von der Gesamtlohnsumme im Buchdruckgewerbe nur 11,2 Proz. Zieht man nun für das Jahr 1931 denselben Vergleich an Hand der berufsgenossenschaftlichen Feststellungen, so kommt man zu dem auffallenden Ergebnis, daß auch für das Jahr 1931 der prozentuale Anteil der Lohnsumme für das Buchdruckerhilfspersonal an der Gesamtlohnsumme im Bereich der Buchdrucker-Berufsgenossenschaft ebenfalls nur 11,2 Proz. beträgt. Von einer stärkeren Belastung des Lohnkontos im Buchdruckgewerbe durch die Hilfsarbeiterlöhne kann also gar keine Rede sein; sie war prozentual im Jahre 1931 nicht höher als im Jahre 1913; sie dürfte infolge der erheblichen beson-

deren Lohnsenkungen für das Hilfspersonal für das Jahr 1932 sogar noch niedriger sein als vor dem Kriege. Noch deutlicher tritt die Haltlosigkeit der Behauptung von der unerträglichen Belastung durch den Hilfsarbeiterlohn zutage, wenn man nur den reinen Buchdruckerzweig zum Vergleich heranzieht. Die Statistik der Buchdrucker-Berufsgenossenschaft verzeichnet dafür im Jahre 1913 eine Gesamtlohnsumme von 137,7 Mill. M. für insgesamt 103 866 Vollarbeiter; davon entfallen auf Hilfsarbeiterlöhne nur 25,5 Millionen Mark oder nur 24,4 Proz. Im Jahre 1931 betrug dieser aber nur noch 19 Proz., ist also von einem Viertel auf weniger als ein Fünftel gegenüber der Vorkriegszeit zurückgegangen, während die Zahl der Vollarbeiter beim Hilfspersonal im Jahre 1931 nur um etwa 9 Proz. niedriger war als vor dem Kriege.

Diese Feststellungen, die sich bezüglich der Lohnfrage ausschließlich auf die berufsgenossenschaftliche (Unternehmer-)Statistik stützen, beweisen zur Genüge, daß das unternehmerseitige Gerede von einer unerträglichen Belastung des Buchdruckgewerbes durch die Hilfsarbeiterlöhne eine ganz grobe Fehrführung des Schlichters wie der Öffentlichkeit darstellt. Denn in Wirklichkeit ist der Anteil der Entlohnung für das Buchdruckerhilfspersonal an der Gesamtlohnsumme im Buchdruck im Vergleich zur Vorkriegszeit bis heute um mehr als 20 Proz. zurückgegangen, während der Druckpreisetarif auch heute noch um 125 Proz. höher ist als vor rund zwanzig Jahren!

„Predigt des Klassenkampfes“

An der Wiege der christlichen Gewerkschaften standen neben Arbeitern Unternehmer, Akademiker und vor allem Priester. Sie wurden gegründet, um den mächtig in die Breite gewachsenen freien Gewerkschaften das Wasser abzugraben. Längst schon hat sich erwiesen, daß zur echten Wahrnehmung von Interessen der Arbeiter es nur ein Entweder-Oder geben kann. Deshalb wurden die christlichen Gewerkschaften manchmal auf Wege gedrängt, die von denen der freien Gewerkschaften nicht abwichen. Mitunter trifft man Äußerungen, die man glatt unterschreiben kann. Auf dem letzten Kongreß der christlichen Gewerkschaften in Düsseldorf sprach der bekannte Prälat Dr. Pieper. Im Verlauf seiner Rede machte er folgende Ausführungen:

„Die äußeren Freiheitsrechte sind jetzt infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse und der politischen Ereignisse gelähmt. Jahrhunderte lang haben die Arbeiter ruhig zugehört, wie andere Stände für Freiheit kämpften, ohne den Willen aufzubringen, auch für sich selber Freiheit zu fordern. Das ist anders geworden durch die Gewerkschaftsbewegung. Gegen diese Freiheit rückt nun die erwachte Reaktion. Das dürfen Sie sich nicht gefallen lassen. Man verliert Ihnen Dinge zugunsten, die man bürgerlichen Kreisen nicht zumuten würde. Man geht wieder, wie in früheren Jahrhunderten, dazu über, die unteren Stände als die Lastenträger zu behandeln. Ihre beste Waffe wird sein, wenn Sie diesen Reaktionsären sagen, Ihre beleidigt deutsche Arbeiter, die durch die göttliche Weltordnung berufen sind, ebenso freie Menschen zu werden, wie die Bauern es vor 100 Jahren geworden sind.“

Diese Sätze hätten auf einem Kongreß der freien Gewerkschaften ebenfalls Beifall gefunden. Es ist nicht verwunderlich, daß die Unternehmer derartige Redewendungen eines katholischen Geistlichen nicht gern sehen. Die „Bergwerks-Zeitung“ nennt sie deshalb „eine einzige Predigt des Klassenkampfes“. Wie dem auch sei, die freien Gewerkschaften brauchen ihre Grundeinstellung nicht zu verlassen. Die Herausbildung scharfer Klassengegensätze läßt auf die Dauer Haltigkeiten nicht zu. Es gibt infolgedessen nur eine Linie des Klassenkampfes.

An die Mitglieder der Gewerkschaften!

Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands!

Am 6. November werdet ihr wieder euer höchstes Staatsbürgerrecht ausüben.

Dieses Recht ist in Gefahr. Wenn die Reaktion siegt, kann es das letzte mal sein, daß ein neuer Reichstag nach dem freien Wahlrecht gewählt wird, das die sozialdemokratische Arbeiterbewegung nach dem Sturz des alten Kaiserstaates für sich und das deutsche Volk errungen hat. Der Ausfall dieser Wahl wird es entscheiden.

Arbeiter und Arbeiterinnen! Ihr habt Jahrzehnte einer harten politischen Schule hinter euch. Ihr werdet mit klarem Blick die ungeheuren Gefahren erkennen, die sich hinter den staatspolitischen Plänen der jetzigen Regierung verbergen.

Eure Freiheitsrechte, in einer langen, ruhmreichen Geschichte erkämpft, sind aufs äußerste bedroht. Euer Kampf um die politische Macht ist in ein entscheidendes Stadium getreten.

Die politische Macht der Arbeiterklasse ist der Schlüssel zum Umbau der Wirtschaft, wie die Gewerkschaften ihn fordern.

Ein freies Deutschland kann nur ein sozialistisches Deutschland sein.

Die Souveränität des deutschen Volkes unter den Weltmächten hat zur Voraussetzung, daß das Volk auch über sein innenpolitisches Schicksal souverän entscheidet. Kein Volk ist frei, dessen Arbeiterklasse zur Unfreiheit, zur Hörigkeit verdammt ist.

Kämpft für eure Freiheit!

Zeigt allen Gegnern am 6. November, daß euer Wille zur politischen Macht ungebrochen ist.

Gebt eure Stimme der politischen Partei, die allein die Rechte und die Freiheit der Arbeiter und Arbeiterinnen wahrhaft vertritt.

Alle Stimmen für die Sozialdemokratie.

Berlin, 24. Oktober 1932.

Der Bundesvorstand

des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes

Angriff auf Hungerlöhne

Nichts kennzeichnet besser den unerhörten Tiefstand unserer Löhne, als die Tatsache, daß nicht wenige gewerbliche Unternehmer heute bereits zu erkennen geben, wie sehr sie durch die „Erfolge“ zufriedengestellt sind, die ihre Angriffe auf unsere Lebenshaltung bewirkt haben. Gar mancher Unternehmer, der sich in den verflochtenen Jahren nicht genug tun konnte in wüsten Schimpfereien über die „viel zu hohen“ Löhne der Kollegen, läßt nach den katastrophalen Schandgesprächen der letzten Zeit immerhin schon gelten, daß weitere Lohnsenkungen wohl nicht unbedingt zu den dringenden Erfordernissen der gewerblichen Wirtschaftspolitik gehören. Und so können wir uns sehr wohl vorstellen, daß die zahlreichen Dankadressen, die den Tarifvertretern der gewerblichen Unternehmerorganisation in den letzten Wochen abgefaßt wurden, jener tiefgefühlten Befriedigung entspringen, die vollbrachte Werke von jeher ausgelöst haben.

Untersätze jedoch niemand die Gefahr des Zustandes, in dem wir uns nach wie vor befinden. Das Ergebnis von Frankfurt bedeutet für das gewerbliche Unternehmertum keinesfalls einen Abschluß, sondern bestenfalls eine unwillkürliche Pause, zu der bestimmte Umstände den Anlaß gegeben haben. Man wird diese Umstände wesentlich auf der politischen Ebene zu sehen haben. Die Rücksicht auf die politischen Wahlen und die Ungewißheit der Entwicklung, die ihnen folgen wird, zwingen selbst die derzeitige Reichsregierung zu einer sozialpolitischen Zurückhaltung, die ihrem „draußengängerischen“ Wesen peinlich genug zu ertragen sein mag. Damit entfällt jedoch dem gewerblichen Unternehmertum, wenn auch vermeintlich nur vorübergehend, die Möglichkeit, mit den Krücken der staatlichen Schlichtungsbehörde weiterhin die Lebenshaltung der Kollegen auf Grund und Boden zu schlagen. Und somit versteht sich das gewerbliche Unternehmertum, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, dazu, bis auf weiteres die Rolle des Abwartens einzunehmen, um zu erneuten Angriffen überzugehen, sobald die Hilfe der Reichsregierung den Versuch einer weiteren Verbesserung der Kollegen ausichtsreich erscheinen läßt.

In der Zwischenzeit aber sammelt das Unternehmertum seine Kräfte und baut seine Stellungen aus, um den bevorstehenden Angriff der Kollegen abzuwehren. Wir werden gut daran tun, jene Konferenzen im Auge zu behalten, auf denen aus den tarifpolitischen Vorgängen der letzten Zeit „entsprechende Konsequenzen“ gezogen wurden, und jene Rundschreiben, die letztlich über die Arbeitslücke der gewerblichen Unternehmer gewandert sind.

Die gewerblichen Unternehmer haben bewiesen, daß ihnen die bitteren Nahrungs- und Kleidungsorgen, die entbehrungsvollen Gesichter, die abgehackten Kleiber,

die schiefgelaufenen, für den Mülleimer reifen Schuhzeuge der Kollegen gleichgültig sind. Die Vorstellung, daß jede Arbeit ihren Sinn verliert, wenn sie nicht ein bescheidenes Existenzminimum sichert, hat in ihrem Bewußtsein keinen Raum. Sie ignorieren trotz aller schönen Phrasen das geringste Maß an sozialen Gesichtspunkten, das für die Beurteilung der erforderlichen Lohnhöhe unerlässlich ist. Für sie ist unsere Arbeitskraft eine würdelose Ware, ein Kostenfaktor, den es um der Begehrtheit der eigenen Existenz willen mit allen Kräften zu drücken gilt. Erst wenn in früheren Zeiten unsere Kolleginnen wieder mit Holzschuhen und Kopftüchern zur Arbeit pilgern, wenn der Mantel nicht mehr dränzt, um die Kälte des Winters abzuhalten, wenn die Stala der erschwinglichen Nahrung zwischen Kartoffeln und leeren Margarinefutten schwankt, dann werden sie wohl endlich von der Unruhe befreit sein, die sie heute noch ununterbrochen zu rücksichtslosen Angriffen auf die Lebenshaltung der Kollegen pflegt.

Was ist das, so müssen wir fragen, für eine Wirtschaftsordnung? Was für eine Gesinnung, die sie bei ihren Machthabern hervorruft? Millionen Menschen liegen, unzulänglich mit ein paar Silberlingen vor dem Sterben beharrt und vor dem Aufruhr bestochen, auf der Straße. Und die, denen das seltene „Glück“ der Arbeit noch beschieden ist, werden in den Betrieben gezwungen, gejagt, gehetzt, ausgepreßt wie Zitronen, um als Dank dafür auf immer tiefere Stufen der Not, Entbehrung und des Glends herabgestoßen zu werden. Darin soll Ordnung, Gesinnung liegen? Uns scheint, hier werden die Begriffe Ordnung und Plunder, Gesinnung und Niedertracht in ebenso anmaßender wie komischer Weise verwechselt.

In ihrem Bereich kämpft die Kollegenchaft um eine Wende, eine Umbugung dieser allgemeinen Tendenzen, wenn sie im Stadium des drohenden Existenzverlusts die Linie der Verteidigung verläßt und die Front des Angriffs bezieht. Aber diese Front muß geschlossen sein. Ist sie es, und herrscht die bedingungslose Bereitschaft, gegebenenfalls mit jeder Waffe zu schlagen, dann wird der November wie ein rauher Wind in jene fatte Zufriedenheit hineinfegen, die sich auf Hungerlöhne gründet.

S. Sator.

Einige Zahlen, werter Kollege!

Nach der Zählung vom Jahre 1929 gab es in Deutschland über 32 Millionen Erwerbstätige. Nur der zehnte Teil davon war einkommensteuerpflichtig. Neun Zehntel der Erwerbstätigen blieb solches Glückstor verschlossen. Ihr Einkommen lag unter der Steuerpflichtgrenze. Das Bild empörender sozialer Klüftung, prohenhaften Reichtums und anklagender Armut sieht so aus:

32 000 000 Erwerbstätige, davon
28 800 000 Erwerbstätige ohne steuerpflichtiges Einkommen,
3 200 000 Erwerbstätige mit steuerpflichtigem Einkommen.

Jeder auch nur halbwegs denkfähige Mensch muß sich sagen: Die wahlberechtigten Erwerbstätigen handeln wie Selbstmörder, wenn sie eine kapitalistische Partei — mit oder ohne Adelsbeförderung — die Stimme geben. Wie aber steht es mit den Steuerpflichtigen? Auf solche Frage gibt folgende Übersicht die Antwort. Das steuerpflichtige Gesamteinkommen verteilt sich auf 3 217 349 Personen wie folgt:

2787051 Steuerpflichtige mit 6739005 Mill. M. Einkommen,
430298 Steuerpflichtige mit 7986211 Mill. M. Einkommen,
13,37 Proz. der Steuerpflichtigen verfügen über
53,93 Proz. des Gesamteinkommens. Aber 86,63 Proz.



der Pflichtigen müssen sich mit 46,07 Proz. des veranlagten Einkommens bescheiden. Dabei sind dieser Gruppe noch alle Einkommen bis 8000 M. zugerechnet. Sehen wir weiter zu. Die höheren Steuergruppen verteilen sich auf:

Personen	Einkommen Mill. M.	durchschnittlich pro Kopf M.
372 305	3 702 233	9 949
57 993	3 173 978	54 730

Und immer tiefer wird die Kurve. Die Gruppe der glücklichsten 57 993 = 2,8 Proz. aller Steuerpflichtigen, mit 22 Proz. des Gesamteinkommens, setzt sich zusammen aus:

Personen	mit Einkommen	zuf. Mill. M.	pro Kopf M.
41 712	1 397 912	33 513	
11 708	786 621	67 188	
4 573	989 445	216 866	

Stellt man noch einen Vergleich an, der die stetig Arbeitslosen sowie die Versicherungs- und Kleinrentner berücksichtigt, dazu die Steuerpflichtigen der untersten und der höchsten Einkommensgruppe, dann ergibt sich diese Übersicht:

Etwa 9 Millionen mit Einkommen zwischen 600 M. bis 300 M. und weniger,

955 119 Steuerpflichtige mit durchschnittlichem Einkommen von 1083 M.,

4 573 Steuerpflichtige mit durchschnittlichem Einkommen von 216 866 M.

Einer aus der Oberklasse „verdient“ so viel wie 2000 aus der unteren Steuerstufe und so viel, wie etwa 6000 der Steuerfreien an Einkommen erzielen. Wir haben dabei unterstellt, daß von den 5 Millionen Versicherungs- und Kleinrentnern sowie den etwa 7 Millionen Arbeitslosen zusammen nur 9 Millionen wahlberechtigt sind. Hinzu kämen noch die wahlberechtigten Frauen der Steuerfreien sowie des größten Teils der Steuerpflichtigen mit unzureichenden Einkommen. Außer den 9 Millionen Arbeitslosen und Rentnern sind weiter die übrigen 19 Millionen Nichtsteuerpflichtigen aber Erwerbstätigen der Volkswirtschaft zuzurechnen, die nach ihrer sozialen Lage Gegner des verwüstenden kapitalistischen Systems sein müssen.

Somit gelangt man zu dem Ergebnis, daß von den 45 Millionen Wahlberechtigten mindestens 35 Millionen zur antikapitalistischen Front gehören. Erkennen sie der Stunde Bedeutung, dann wäre es, trotz aller Macht- und Diktaturgüste, mit der Ausbeuterherrschaft vorbei.

Gegen die offenen und verkappten Verteidiger der kapitalistischen Wirtschaft!

Für sozialistische Wirtschaftsaufbau!
Für Liste 2 Sozialdemokraten.

Keine Verschlechterung des Entlassungsschutzes?

Zu den alarmierenden Nachrichten über eine beabsichtigte Aufhebung des § 84 Ziffer 4 des Betriebsrätegesetzes, der den hauptsächlichsten Entlassungsschutz des Gesetzes in sich birgt, wird nunmehr folgende amtliche Erklärung abgegeben:

„Seit einiger Zeit werden in der Presse angebliche Pläne des Reichsarbeitsministeriums zur Änderung des § 84 des Betriebsrätegesetzes erörtert. Es soll eine teilweise Aufhebung des Einpruchs gegen Kündigungen wegen unbilliger Härte bevorstehen, von der eine vollständige Befreiung dieses wichtigen Schutzes der Arbeitnehmer in der Krise befristet wird. Die Befürchtungen sind grundlos. Was den Erörterungen tatsächlich zugrunde liegt, ist eine Anregung, die von einzelnen öffentlichen Körperschaften an das Reichsarbeitsministerium herangetragen war, durch eine vorübergehende Änderung des § 84 Ziffer 4 des Betriebsrätegesetzes die Möglichkeit zu erleichtern, daß langfristige erwerbslose Familienmütter im Austausch gegen jüngere Hilfskräfte auch einige Zeit beschäftigt würden. Gelegentlich von Besprechungen mit Vertretern der Spitzenverbände der Arbeitgeber und der Gewerkschaften ist diese Anregung erörtert worden; dabei hat, wie jeder Teilnehmer weiß, der Vertreter des Reichsarbeitsministeriums betont, daß nicht ein Vorschlag des Ministeriums, sondern eine Anregung von Städten zur Erörterung steht. Die Gewerkschaften haben die Anregung einmütig abgelehnt. Damit ist die Sache erledigt.“

Diese Erklärung des Reichsarbeitsministeriums ist außerordentlich erfreulich. Sie bestätigt aber doch, daß die Frage der Aufhebung des Entlassungsschutzes aus dem § 84 Ziffer 4 des Betriebsrätegesetzes von irgendwelchen Kreisen „angeregt“ worden ist. Und die Arbeiterchaft hat nun einmal in dieser Zeit alle Veranlassung, mißtrauisch zu sein gegen alle Erwägungen, die sich mit den Rechten der Arbeiterchaft befassen. Wenn die Haltung der Gewerkschaften genügt, um die beabsichtigte Verschlechterung des Entlassungsschutzes abzuwehren, so ist dies ebenfalls bemerkenswert. Allerdings wäre wohl auch kaum eine Wahnamme so geeignet gewesen, Betriebskonflikte herbeizuführen, wie die Aufhebung des § 84 Ziffer 4 des Betriebsrätegesetzes. Durch die jetzt getroffene Entscheidung ist dem Betriebsfrieden die Sicherung, die auch im § 84 Ziffer 4 B.W.G. begründet liegt, erhalten worden.

Sonntag ist Wahltag!

Brüder der Arbeit,
Tut eure Pflicht,
Schreitet zur Arne,
Haltet Verzicht!
Kümmert die Faulen,
Bedeut die Tränen,
Nichtet drei Pfeile
Den Feinden entgegen!

Schwefelstern der Arbeit,
Auf zum Geseft!
Erkämpft euch die Freiheit,
Wahrt euer Recht!
Schulter an Schulter,
So geben vereint
Brüder und Schwefelstern
Die Quittung dem Feind!

Sonntag beim Wählen
Stellt euren Mann,
Keiner darf fehlen,
Alle heran!
Wenn auch die Gegner
Mit Lötung umschwären,
Lacht die drei Pfeile,
Fliegen und schwirren!

Es reden die Massen
Die schwierige Faust,
Wenn durch die Gassen
Der Kampfruf dringt:
Vorwärts zur Freiheit!
Haltet Verzicht!
Genossen der Arbeit,
Wählen ist Pflicht!

Hebra, Weimar.

Begegnung an der Grenze

Die elegante junge Dame mit dem auffallenden rotblonden Haar promenierte schon seit einer Viertelstunde auf dem Bahnhofsplatz des kleinen französischen Grenzbahnhofes. Sie bemerkte nicht, daß ein einiames Herr aus einer Ecke sie kühnlich beobachtete. Jetzt verließ er seinen Platz und hand plötzlich vor ihr. „Guten Abend, Madame Henriksen!“ sprach er sie an.

Die rotblonde Dame suchte fast unmerklich zusammen, und es vergingen einige Sekunden, ehe sie antwortete: „Sie irren, mein Herr, ich heiße Mrs. Fisher.“

„Ich glaube Ihnen ohne weiteres, daß Sie augenblicklich diesen Namen führen“, sagte der Mann trocken, „doch es wäre zwecklos, zu leugnen, daß Sie die berühmte Madame Henriksen sind, die seit 1917, wo sie eines Tages nach Entdeckung ihrer geheimnisvollen Spionagetätigkeit aus Paris plötzlich verschwand, von der französischen Polizei gesucht wird.“

Die Frau erblickte unter ihrer Schminke, Ihre Blinde flogen häufig umher, doch sie mußte die Erfolglosigkeit einer Flucht einsehen. Kreisförmig stand der Mann vor ihr und sie gewahrte am anderen Ende des Bahnhofs zwei Gen darmen. So sagte sie mit einem gewissen Unbehagen: „Allo verhaften Sie mich, aber, bitte, möglichst unauffällig.“ „Das ist auch mein Wunsch, Madame. Bitte, folgen Sie mir in den Wartesaal. Bis zur Abfahrt des Pariser Zuges ist noch reichlich Zeit.“

Als die beiden dicht in dem verlassenen kleinen Raum lagen, griff die rotblonde Dame plötzlich nach ihrer Handtasche. Schnell ergriff der Begleiter ihr Handgelenk. „Machen Sie keine Dummheiten, Madame!“ rief er.

Die Frau lächelte. „Oh, Sie brauchen nicht zu erschrecken. Ich habe keinen Revolver bei mir.“ Und sie zeigte den Inhalt der kleinen Tasche, der sie eine Wulstrolche entnahm und sich die Nase betupfte.

„Wollen Sie mir erzählen, Madame“, hob nach kurzem Schweigen der Mann an, „wie es Ihnen gelang, loszulassen vor der Nase der Polizei, aus Paris und Frankreich zu entkommen?“

Die Frau schwieg. In dem kleinen Wartesaal herrschte eine unheimliche Stille. Wieselstet nur, um diese zu brechen, fing die Frau dann plötzlich zu sprechen an:

„Und warum sollte ich es Ihnen nicht erzählen...? Jetzt, wo es mit mehr Schaden noch nützen kann. Also hören Sie: Ich war schon zwei Jahre in Paris, als eines Tages plötzlich eine Unruhe über mich kam, die ich nicht begründen konnte. Es war mehr Instinkt. Diese Unruhe peinigete mich um so mehr, weil ich mir stets der Gefahr bewußt war, mit der meine Tätigkeit verbunden war, und trotzdem meine Ruhe bewahrt habe, ohne die ein wirksames Arbeiten unmöglich gewesen wäre.“

Jetzt mußte ich mich oft — einem inneren Triebe gehorchend — auf der Straße plötzlich umwenden und mit pochendem Herzen spähen, ob ich nicht verfolgt wurde. Und diese qualvolle Unruhe wuchs von Tag zu Tag, trotzdem ich bisher noch nichts objektiv Beunruhigendes bemerkt hatte. Da geschah es, daß eines Abends, als ich vor meiner Wohnung ankam, plötzlich wieder dieses peinigende Empfinden des Verfolgseins über mich kam, mit einer Intensität, wie noch nie.“

Instinktiv machte ich noch vor dem Haustor halt, schritt über die Straße und trat in einen Laden. Es befanden sich mehrere Kunden im Geschäft, und während ich warten mußte, spähte ich durch das noch unbesetzte Schaufenster auf die Straße hinaus.

Und richtig, ich bemerkte einen Mann, der sich lässig an eine Straßenlaterne lehnte und mein Haustor beobachtete. Als die Lampe, unter der er stand, plötzlich ausleuchtete, zog er sich eilig nach dem Schatten zurück.

Die wenigen Sekunden hatten mir doch genügt, ihn in Augenschein zu nehmen. Er war wie ein Herr gekleidet, nicht alt, nicht jung, hatte einen kleinen Schnurrbart und O-Beine; er trug einen dunklen Mantel und einen schwarzen Hut, hatte durchaus nichts Auffallendes, aber ich wußte es mit Bestimmtheit, er war von der Kriminalpolizei und wartete auf mich.

Mit dieser Erkenntnis wich auch meine Unruhe; ich mußte schnell und kaltblütig handeln, wollte ich mich retten. Ich kaufte eine Kleinigkeit und trat auf die schon dunkle Straße, wie ich melnte, unbemerkt.

Am großen Boulevard bestieg ich einen Autobus, den ich am Place de l'Opéra verließ. Als ich ausstieg, bemerkte ich eine Lüge, die aus derselben Richtung kam wie ich und plötzlich rechts abbiegte. Trotz der ziemlichen Entfernung er-

kannte ich sofort in dem Fahrgeß den Mann, der vor meiner Wohnung gestanden hatte.

Während ich in eine Straße einbog, ich glaube, es war die Rue Caumartin, arbeitete mein Hin fieberig. Und als ich am Schaufenster eines Geschäftes einen Zettel mit der Inschrift „Laden zu vermieten“ bemerkte, hatte ich meinen Plan gefaßt.

Ich trat ein, erkundigte mich nach der Höhe der Miete und wollte wissen, ob der Laden aus einem Hinterzimmer bestände. Das Glück war mir hold, der Hinterraum mit Ausgang nach dem Hof war vorhanden. Durch diesen verließ ich das Geschäft, um angelächelt mit dem Hausverwalter zu sprechen.

Raum aber hatte der Händler die Tür hinter mir geschlossen, so schlich ich zum Straßenausgang und lugte vorsichtig hinaus. Mein Verfolger stand auf der anderen Seite der Straße und beobachtete die Tür des Geschäftes, in das er nicht hineinschauen konnte.

Einige Minuten verstrichen, der Mann drüben wurde unruhig, er überquerte die Straße; ich wagte im Schutze der Dunkelheit meinen Kopf ein wenig hinauszustrecken und sah, wie der Kriminalbeamte nach kurzem Zögern in den Laden trat.

In demselben Augenblick sprang ich auf die Straße, rannte bis zur nächsten Ecke — sie war glücklicherweise nur zwei Häuser entfernt — bog in die Rue Lafayette ein, von da in die nächste Nebenstraße und wendete mich dann mit klopfendem Herzen und halb außer Atem um: mein Verfolger war nirgendwo zu erblicken.

Eine halbe Stunde später betrat ich weit draußen in Batignolles in einer kleinen Gasse ein altes, verwahrlostes Mietshaus, erklimmte drei Treppen und öffnete an einer Tür. Eine kleine alte Frau öffnete.

„Schön wieder in Paris, Mrs. Leblanc!“ rief sie erstaunt. Ich erzählte ihr irgend etwas und trat in die kleine Stube, die sie mir ausschloß. Als die Alte gegangen war, verriegelte ich die Tür und ließ mich erschöpft auf einen Stuhl nieder. Das Zimmer hatte ich gemietet, um einen Ort zu besitzen, wo ich eine Umwandlung meiner Person vornehmen konnte. Die alte Wittin hielt mich für eine Handelsreisende und fand dadurch mein seltsames Erscheinen erklärt. Es war keine Zeit zu verlieren. In einer Ecke des Zimmers stand ein großer Reisefloßer: ich öffnete ihn, nahm Kleidungsstücke, einen Schminktkasten und verschiedene andere Gegenstände heraus; dann ging ich eilig an die Arbeit.

Eine Stunde später verließ ich unbemerkt das Haus. Waren Sie damals der ältlichen Schwefelstern begegnet, Sie hätten bestimmt nicht in ihr die schöne Mrs. Henriksen vermutet. Kleider, Perücke und Schminke hatten ihre Schuldigkeit getan, und wäre jetzt mein Verfolger mich entgegengekommen, ich hätte nichts zu fürchten gehabt.

Mit der Untergrundbahn fuhr ich nach dem St.-Lazare-Bahnhof. Während der Fahrt überlegte ich meine weiteren Schritte. Da ich entdekt war, mußte ich tragen, nach dem neutralen Auslande zu entkommen, und das war keine leichte Sache. Um so mehr, da es mir an Geldmitteln fehlte. Eine Summe von 10.000 Franken, die ich für alle Fälle in dem kleinen Zimmer in Batignolles verdeckt hatte, hatte ich unglücklicherweise vor einigen Tagen in meine hässliche Wohnung gebracht, die ich natürlich nicht mehr betreten konnte.

Mein ganzes Vermögen bestand augenblicklich aus ungefähr hundert Franken. An die Stockholmer Bank, bei der ich ein kleines Konto besaß, bußte ich mich nicht, wendend, es hätte zu meiner Entdeckung führen können. Auch an meine Auftraggeber zu wenden, die natürlich im Auslande lagen, wäre gleichbedeutend mit Selbstmord gewesen. Ebenso mußte ich es vermeiden, mit Mittelspersonen in Verbindung zu treten, da möglichstweise auch sie beobachtet oder gar schon verhaftet waren.

Auch war mir letzteres im Falle einer Entdeckung streng untersagt, und die zögernden Gänge der Organisation mußte ich nicht minder fürchten als die Justiz.

Ich fand also vor der Wahl, entweder die Flucht über die Grenze zu wagen oder mich irgendwo im Lande zu verstecken und das Ende des Krieges abzuwarten. Aber bis dorthin konnte noch lange Zeit vergehen. So entschloß ich mich für die Flucht. Außer den hundert Franken konnte ich nur noch zwei Ringe mein eigen nennen, denn auch mein übri ger Schmuck befand sich in meiner Wohnung.

Ich besah also nur sehr beschränkte Mittel, und ich mußte mich aus einem kriegsführenden Lande herauskugeln, dessen Grenzen bewacht waren wie der Saie einer großen Bank. Auch wußte ich, daß in wenigen Stunden der Telegraph in allen Verbindungen spielen und meine Personenbeschiebung bekanntgeben würde.

Als ich am Bahnhof ankam, getraute ich mich nicht, eine Fahrkarte zu lösen. In der Halle hatte ich mehrere Männer bemerkt, in denen man auch ohne besonderen Scharfsinn die Kriminalbeamten erkennen konnte.

Es war neun Uhr. Um elf nahm mich ein Lazaretzug nach Rouen mit. Ich hatte einer Krankenschwefelstern erzählt, der Rote-Kreuz-Zug, auf dem die Dienst verrichtete, sei ohne mich weitergefahren. Und die gefällige „Kollektin“ wollte mir behilflich sein, meinen Zug zu erreichen.

Die Erzählerin schweigte einen Augenblick, als wollte sie ihre Gedanken sammeln. Zu gleicher Zeit erscholl draußen am Bahnhof ein Rüttelwerk.

„Der Pariser Zug naht!“, warnte der Mann. Ich will mich kurz fassen“, sagte die rotblonde Dame. „Meine Kasse nach Rouen war zwecklos. Die geflüchtete Person, die einzige, an die ich mich wenden konnte, war im Auslande. Ich blieb nur einige Tage in der Stadt, dann fuhr ich nach der Bretagne, wo ich, um meinen Lebensunter-

„Mit dem Schwanz wird er nicht steigen!“



halt zu verdienen, in Fabriken arbeitete. Später wurde ich Straßenbahnfahrerin in Lyon, Freizeugehilerin in Marseille und endlich Kellnerin in Perpignan. Hier lernte ich einen schon älteren Mann kennen, der in der Nähe der spanischen Grenze ein Wirtshaus besaß. Er kam öfters nach Perpignan, und man munkelte, daß er sich mit Schmuggel beschäftige. Wenige Wochen später war ich bei ihm angestellt. Aber trotz größter Aufmerksamkeit bemerkte ich nichts, was das Verdächt über sein gefährliches Gewerbe bekündigt hätte. Ich dachte schon daran, auf eigene Faust die Flucht über die Grenze zu wagen, als ich eines Abends ein Gespräch meines Chefs beaufschlug, woraus ich erfuhr, daß er einen für die nächste Nacht geplanten heimlichen Grenzübertritt aufgeben mußte, weil einer seiner Leute plötzlich erkrankte. Die Expedition fand am folgenden Tag trotzdem statt. Und unter den vier waghalsigen Schmugglern, die auf den abenteuerlichsten Wegen, bei steter Lebensgefahr, die spanische Grenze überschritten, befand auch ich mich. Es war wirklich keine leichte Sache gewesen, das mitträuliche Haupt der Schmugglerbande zu bewegen, daß er mich — natürlich in Männerkleider gekleidet — mitnahm.

Als wir schon drüben in Spanien waren, verließ ich heimlich meine Genossen. Vier Wochen später befand ich mich in Holland. Die Erzählerin schwieg.

Und da jagte der Mann: „So, Madame, und jetzt ist es Zeit, daß wir uns nach dem Bahnhofsplatz begeben, denn auch der Zug nach Spanien wird gleich eintreffen.“

„Nach Spanien?“ fragte verwundert die Frau. „Führen Sie mich denn nicht nach Paris?“

„Dazu hätte ich kein Recht, Madame.“

„Sind Sie denn kein Kriminalbeamter?...“ kam es höflich erregt von den Lippen der Rotblonden.

„Nein, Madame. Mein Name ist Pierre Levier, und ich lerne Sie vor Jahren in Paris kennen. Es ist kein Wunder“, fügte er hinzu, ihren erstaunten Blick wahrnehmend, „daß Sie sich meiner nicht entsinnen. Ich war damals noch ein Jüngling von achtzehn Jahren und habe mich seitdem stark geändert. Aber Sie, Madame, sind noch immer dieselbe.“ Und sein Blick war ein Kompliment.

Die Frau wollte noch immer nicht glauben. „Dann werden Sie mich eben den Genarmen draußen übergeben. Sie sind doch Franzose, und ich habe gegen Ihre Heimat gegündigt...“ — Der junge Mann lächelte.

„Sie vergessen, Madame, daß inzwischen zwölf Jahre vergangen sind. Ihre Tat ist nach dem Gesetz verjährt... Und jetzt gefahren Sie mit mir, daß ich Ihnen eine Fahrkarte besorge. Nach Spanien natürlich. Es wäre doch nicht ratsam für Sie, über Frankreich zu reisen.“

Als er zurückkam, hatte sich die Frau von ihrer Altersrahmung schon etwas erholt. Als Levier ihr die Fahrkarte reichte, gab sie ihm die Hand: „Ich danke Ihnen!“ Pierre Levier lachte.

Keine Ursache, Madame. Ich bin es, der zu Dank verpflichtet ist. Ja, Sie sehen mich jetzt verwundert an, aber die Sache ist wirklich so. Ich bin nämlich seit Jahren Reporter des „Paris-Matin“, und Sie werden gedenken, daß die Geschichte, die Sie mir soeben erzählt haben, nicht ganz uninteressant ist... Aber ich höre meinen Zug eintreffen. Leben Sie wohl, Madame...“

Die Uhr rasselte - Wählt!

Unter Zeit ist ein grober Wecker. Die grobe kleinere Wanduhr rasselte und rult mit gewöhnlichen Schlägen.

Graut es? Solt jetzt endlich ein neuer Morgen werden? Es rasselte. Die große Weltenuhr weckt. In gewaltigen Schlägen hämmert's. Es ist Zeit zum Erwachen. Auf, zur Pflicht!

Hört ihr nicht, wie die Stunde euch rasselnd ruft? Heraus aus dem Schlummer der Zufriedenheit! Die Wanduhr der Geschichte weckt, doch was nützt das Wecken, wenn ihr nicht aufsteht?

Heraus, ihr Schläfer, ihr Träumer des Lebens! Ihr ewig Zufriedenen, ihr Gleichgültigen! Geid doch einmal wenigstens wach! Wählt rot! Wählt die Farbe des Morgenrots! Lacht euch wecken!

Und darum rasselte und rasselte, die schwere eiserne Uhr! Und höre nicht auf und rasselte, doch auch der schlaftrübe Träumer dich hört und die Stunde begreift, die der 6. November bedeute!

Beschaffen Sie eine kleine Frage

- Sie haben Hunger —
- Sind arbeitslos —
- Sie können die Miete nicht mehr bezahlen —
- Sie haben kein gutes Paar Schuh zu Haus —
- Die beiden Kinder sind unterernährt —
- Das Stempelgeld hat man wieder gefürzt —
- Die Sorge peitscht Sie bei Tag und bei Nacht —
- Und dann wöhnen Sie die Nazis, die Ihr schredliches Elend verschuldet haben?

Für Sie gibt's doch nur eine Partei:

Die Liste der Armen, die Liste awei!

Sozialdemokraten!

Des Nazis Schlaflied für den betrogenen Wähler

- Schlaf, Wähler, schlaf,
- Der nachdenkt, ist ein Schaf,
- Wir lesen dich mit Liebe ein,
- Du willst ja gern betrogen sein,
- Schlaf, Wähler, schlaf,
- Schlaf, Wähler, schlaf,
- Gläubig, bumm und brav —
- Heut dienen wir dem Schlotbaron,
- Und morgen heißen wir ihn schon,
- Schlaf, Wähler, schlaf,
- Schlaf, Wähler, schlaf,
- Auch wenn's dich noch so traf,
- hoch Thyffens Sack! Und der Brolet
- Werk nicht, wohin die Reise geht,
- Schlaf, Rindvieh, schlaf.

Keine Nachtstätt.

Doch wenn der Wähler jetzt erwacht, hat du bestimmt zu früh geschlafen! Dann ist's mit dem Betrug vorbei, Dann kommt das wahre Volk zur Macht, Dann siegt die Freiheitliste 2.

Sozialdemokraten!

